

---

# Buchstabe und Maschine

---

Beschreibung einer Allianz

---

Carl Wege

---

edition suhrkamp

---

SV

edition suhrkamp 2147

Technik wird im 20. Jahrhundert zu einer Leitvorstellung der gleichermaßen von Zukunftsängsten und Zermalmungslust heimgesuchten Literaturszene. Das Spektrum der Positionen reicht von strikter Verweigerung bis zu dem Versuch, Technik und Kultur miteinander zu versöhnen.

Im Mittelpunkt dieser grundlegenden Untersuchung stehen die Technikdiskurse in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und in der DDR. Carl Wege zeigt, wie technische Denkfiguren in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten auf je unterschiedliche Weise in literarische Texte Einzug halten. Politische Rahmenbedingungen und historisch gewachsene Mentalitäten führen zur Ausprägung sehr unterschiedlicher nationaler Technikstile. Doch Technik ist nicht nur stilfähig, sondern auch stilbildend: Exemplarisch wird dies an der »etwas anderen Literatur« der Schweiz deutlich gemacht.

Carl Wege  
Buchstabe und Maschine  
*Beschreibung einer Allianz*

Suhrkamp

2. Auflage 2015

Erste Auflage 2000

edition suhrkamp 2147

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcentrum, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept  
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12147-4

## Inhalt

1. *Einleitung. Grundmuster und Grundtypen des literarischen Technikdiskurses* 7
  - 1.1. Das stumme Werkzeug 7
  - 1.2. Das Lied der Maschinen 12
  - 1.3. Der Autor als Ingenieur 17
  - 1.4. Kontinuitäten und Brüche (1) 23
  - 1.5. Nihilismus und neuer Zauber 26
  - 1.6. Kontinuitäten und Brüche (2) 31
  - 1.7. Forschungsziele und Forschungsbericht 34
  
2. *Gleisdreieck, Tank und Motor. Figuren und Denkfiguren aus der Techno-Sphäre der Neuen Sachlichkeit* 42
  - 2.1. Begradigungsversuche oder das weite Feld einer Begriffsbestimmung 42
  - 2.2. Die Entthronung der Ideokratie 45
  - 2.3. Hypnotisiert durch das Schwungrad 51
  - 2.4. Bekenntnis zum Gleisdreieck 55
  - 2.5. Wir sperren die Sonne in ein Haus aus Beton 60
  - 2.6. Der Tank hat uns das zweitemal geboren 65
  - 2.7. Maschinendämmerung und Aufbruch in eine totalitäre Arbeitsordnung 69
  
3. *Stahl und Seele. Technik in der national-revolutionären Literatur* 72
  - 3.1. Zur Forschungslage 72
  - 3.2. Am Schaltbrett der Macht 80
  - 3.3. Nationalrevolutionäre Romane im Zeichen der großen Synthesen 84
  - 3.4. Literarische Mobilmachung 89
  - 3.5. Zur Vorgeschichte: Heroismus und Sachlichkeit 94
  - 3.6. Zwischen Fatalismus und Voluntarismus 102
  - 3.7. Trost, Glaube, Tat 106
  - 3.8. Entdramatisierung der Technik 108
  - 3.9. Instinkt und Kalkül 113

- 3.10. Der nationalrevolutionäre Technikdiskurs – ein diskursives Feld der fließenden Übergänge 118
- 3.11. Nach der Moderne 128
4. *Durch den Gotthardtunnel ins Wunderland der Technik. Zum Verhältnis von Literatur und technischer Zivilisation in der deutschsprachigen Schweiz* 132
- 4.1. Zwischen Schweizerdörfli und Moderne 132
- 4.2. Der Gotthard und sein Tunnel 135
- 4.3. »Wasserwärk es Heimatwärk« 141
- 4.4. Technische und ästhetische Moderne 151
- 4.5. Der Architekt als Schriftsteller 155
- 4.6. Auf dem Weg ins Ultratechnikum 159
- 4.7. »Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie« 167
5. *Das unvollendete Technotop. Zur DDR-Literatur im Zeitalter der »wissenschaftlich-technischen Revolution«* 170
- 5.1. WTR und NÖS 170
- 5.2. Mithalten, aufholen, den Anschluß nicht verpassen 172
- 5.3. Ganz weit vorn im Neuen? 177
- 5.4. Die Ästhetik liquidieren und Radargeräte produzieren 181
- 5.5. Operationsforschung, Netzwerkplanung und Kybernetik 184
- 5.6. Der ewige Bauarbeiter aller Zeiten 190
- 5.7. Eritis sicut Deus 195
- 5.8. Vor der Moderne 207
6. *Blick zurück nach vorn* 210
- 6.1. Die Maschine als Software 210
- 6.2. Bruchstücke einer Bilanz 217
- Danksagung* 222
- Autoren- und Werkregister* 225

# I. Einleitung. Grundmuster und Grundtypen des literarischen Technikdiskurses

## I. I. Das stumme Werkzeug

Am 6. Juni 1904 hält der Schriftsteller und Ingenieur Max Eyth vor einem technisch versierten Publikum einen ungewöhnlichen Vortrag zu einem ungewöhnlichen Thema: Auf der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure äußert er sich zum Verhältnis von *Poesie und Technik*.<sup>1</sup> Eyth versucht in seinem Vortrag, die gemeinsamen Ursprünge und eklatanten Gegensätze zwischen dem »Bereich des Wissens«, d. h. dem Geltungsbereich der »Sprache«, und der non-verbalen Sphäre des »Könnens«, d. h. der Sphäre des »Werkzeugs«, zu ergründen. Durch die Fähigkeit, sich sprachlich zu artikulieren, und die Fähigkeit, Werkzeuge herzustellen, unterscheidet sich, so Eyth, der Mensch grundlegend von allen übrigen Lebewesen. Im weiteren kommt der Technikphilosoph dann auf die zunehmende Entfremdung der beiden sich einander einst sinnvoll ergänzenden Lebenssphären zu sprechen:

»In Urzeiten bis weit hinein in die Anfänge der Kultur spielte zweifellos das Werkzeug die erste Rolle in der Gestaltung des menschlichen Daseins, wenn auch schon damals die Sprache das stetige Ansammeln von Wissen und Erfahrung ermöglichte und dem Geselligkeitstrieb des Menschen eine so großartige Bedeutung gab. Später, namentlich aber seitdem man gelernt hatte, das Wort, den flüchtigen Schall durch die Schrift festzulegen, trat eine eigentümliche Änderung in dem Verhältnis zwischen Wort und Werkzeug ein. Die Sprache, eben weil sie sprechen konnte, wußte sich eine überragende, man wird wohl sagen dürfen, eine ungebührliche Bedeutung zu verschaffen. Das *stumme* Werkzeug wurde im Empfinden der Menschheit immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Das Wissen herrschte, das Können diente; und dieses Verhältnis steigerte sich bei verschiedenen Völkern in verschiedenem Grade mehr und mehr und ist bis in die Gegenwart allgemein anerkannt geblieben. Heute stehen wir inmitten eines heftigen Kampfes, der bestrebt ist, das Verhältnis der beiden, wenn nicht umzugestalten, so doch auf seine richtigen Grundlagen zurückzuführen.«<sup>2</sup>

1 Max Eyth: *Poesie und Technik*. In: ders.: *Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge aus dem Gebiet der Technik*. 2. Aufl., Berlin 1908, S. 1-24.

2 Ebenda, S. 15f. (Herv. C. W.).

Gegen diese Ausführungen ließe sich zwar einwenden, der Autor begeben sich mit seinen Spekulationen über die »Anfänge der Kultur« auf ein reichlich unsicheres Terrain, dennoch versteht es Eyth durchaus überzeugend, einen entscheidenden Unterschied zwischen den beiden Sphären herauszuarbeiten: Während die an Bedeutung und Gewicht gewinnende Techno-Sphäre unverändert *stumm* bleibt, nutzen die Vertreter der literarischen Kultur die ihnen verliehene Sprachgewalt, um sich und ihre Wertvorstellungen in »ungebührlicher« Weise wortreich ins rechte Licht zu rücken. Der Kampf zwischen »Können« und »Wissen« wird mit ungleichen Mitteln ausgetragen und endet – sehr zum Schaden des Ganzen – zumindest vorübergehend mit einem Sieg der »Schriftgelehrten«.

Als Mann des Ausgleichs, der sich als Mittler zwischen Poesie und Technik begreift, ist Eyth darauf bedacht, die beiden disparaten Sphären auf eine gemeinsame »Grundlage zurückzuführen«. Über die Technik schreibt er, daß sie »trotz ihres Gebundenseins an die stoffliche Welt« dem »Geistesleben« zuzuordnen sei, und unter Poesie versteht er, »was unser Gemütsleben in Übereinstimmung bringt mit den Erscheinungen der Außenwelt.«<sup>3</sup> Unverkennbar ist Eyth darum bemüht, die Gegensätze zwischen der Außen- und Innenwelt zu überwinden und das Stofflich-Körperliche mit dem Geistig-Gemütvollen zu verbinden. Andere Schriftsteller-Ingenieure sollten seinem Beispiel folgen: so u. a. Heinrich Hardensett, der in seinem programmatischen Aufsatz *Technik und Dichtung* zu der Feststellung gelangt, daß sich »die geistigen und seelischen Ebenen mit den stofflichen« »schneiden«,<sup>4</sup> oder auch Eugen Diesel, der Sohn des Erfinders Rudolf Diesel, der in seiner Schrift *Der Weg durch das Wirrsal* konstatiert, daß »wahre Kultur« nur an den »vollkommenen Knotenpunkten« des »Netzwerkes« zwischen »innerer und äußerer Welt« entsteht.<sup>5</sup> Von der Vereinigung der »Teilkulturen« zu einer »Vollkultur« (Carl Weihe<sup>6</sup>) erhoffen sich

3 Ebenda, S. 4.

4 Heinrich Hardensett: *Technik und Dichtung*. In: *Technik und Kultur. Zeitschrift des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure*. 5. Oktober 1923.

5 Vgl. Eugen Diesel: *Der Weg durch das Wirrsal. Das Erlebnis unserer Zeit*. 3. Aufl., Stuttgart und Berlin 1930, S. 186.

6 Vgl. Carl Weihe: *Die kulturellen Aufgaben des Ingenieurs*. In: *Technik und Kultur. Zeitschrift des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure*. 15. Juli 1924.

die Techniker eine Aufwertung ihrer ›Ingenieurskunst‹ und die lang ersehnte Anerkennung der zivilisatorischen Errungenschaften als ›Kulturfaktor‹.

Auch Eyths Reflexionen in *Poesie und Technik* stehen ganz im Zeichen des Verlangens nach gesellschaftlicher Anerkennung. Sie oszillieren zwischen dem Willen, die ›geistigen Ideale‹ des Bildungsbürgertums zu übernehmen, und der Bereitschaft, gegen die Arroganz ihrer selbstherrlichen Wortführer zu rebellieren. Gegen die Repräsentanten der Hochkultur gerichtet und in der Gewißheit, daß es sich bei ihrem Sieg über das »stumme Werkzeug« lediglich um einen Etappensieg handelt, verkündet er in seinem Aufsatz aus dem Jahr 1904:

»[...] selbst die sogenannte gebildete Welt fängt an zu erkennen, daß [...] in einer Maschine, die Kraft in Licht verwandelt, mehr Geist steckt, als in der zierlichsten Phrase, die Cicero gedrechselt [hat].«<sup>7</sup>

Zu Recht hat man in der Forschung darauf hingewiesen, daß diese Worte so klingen, als ob sich in ihnen bereits das »futuristische Manifest« ankündigt. Gleichwohl trägt der Schein.<sup>8</sup> Max Eyth sollte »über weite Strecken ungebrochen dem 19. Jahrhundert verpflichtet« bleiben, »und zwar besonders dem bildungsbürgerlichen Nachleben der Klassik.«<sup>9</sup> Er »setzt weiterhin die ›Dreiheit des Wahren, Guten und Schönen‹ als ›untrüglichen Prüfstein‹ der Literatur und Kunst voraus und überprüft das Sujet Technik anhand dieser Kriterien. Goethe und Schiller werden pflichtgemäß als ›größte Dichter‹ gefeiert [...].«<sup>10</sup>

An Max Eyth läßt sich exemplarisch studieren, was summa summarum auch auf andere Angehörige der technischen Berufe zutrifft: Ganz weit vorn im Neuen, fühlen sie sich vom guten Alten angezogen. Einerseits: »Äußerste Rationalität bei der Behandlung

7 Eyth, *Poesie und Technik* (Anm. 1), S. 17.

8 Vgl. in diesem Zusammenhang Frank Trommler: *Technik, Avantgarde, Sachlichkeit. Versuch einer historischen Zuordnung*. In: Götz Großklaus und Eberhard Lämmert (Hg.): *Literatur in einer industriellen Kultur*. Stuttgart 1989, S. 46-71, hier S. 58.

9 Kurt Möser zitiert nach Trommler, *Technik, Avantgarde, Sachlichkeit* (Anm. 8), S. 58. Vgl. Kurt Möser: »*Poesie und Technik*«. *Zur Theorie und Praxis der Technikthematization bei Max Eyth*. In: *Technikgeschichte*. 4/1985, S. 313-330, hier S. 317.

10 Möser, »*Poesie und Technik*« (Anm. 9), S. 317.

technischer Fragen«. Andererseits: »Ehrfurcht vor Goethe«. <sup>11</sup> Hans Paul Bahrt spricht von einer »seltsamen Gespaltenheit im geistigen Habitus« der Ingenieure, <sup>12</sup> und Erhard Schütz kommentiert diesen Widerspruch mit den Worten:

»In ihrem Kampf um gesellschaftliche Anerkennung entwickelten sie [die Ingenieure] gegen die Annahme von Kulturlosigkeit und Bildungsferne ein Selbstbild, das prononciert am emphatischen Individual- und Bildungsbegriff orientiert war [...].« <sup>13</sup>

Der Verdacht, »kulturlos« zu sein, dem die Ingenieure schon immer ausgesetzt waren, bleibt auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unverändert bestehen. Als 1957 Max Frischs *Homo faber* erscheint – ein Roman, in dem der Protagonist sich abfällig über die Hochkultur äußert –, sehen sie sich erneut mit diesem Vorwurf konfrontiert. Dipl.-Ing. Walter Faber verkündet: er »mache sich nichts aus« Romanen, Musik etc., <sup>14</sup> und Dipl.-Ing. H. Böhm erwidert in einer Rezension in den *VDI-Nachrichten*, er fühle sich und seinen Berufsstand mißverstanden: Die Ingenieure seien keine »amusischen« Menschen. <sup>15</sup> »Auf den Leser von Geschmack« wirke das Porträt, das Frisch zeichne, »abstoßend«. <sup>16</sup>

11 Hans Paul Bahrt: *Literarische Bildung und technische Intelligenz*. In: Helmut Kreuzer (Hg.): *Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion* [1969]. Stuttgart 1987, S. 296-312, hier S. 310.

12 Ebenda. »[...] Typisch für unsere Zeit ist nicht der Ingenieur, der daheim die Bilder der »Neuen Sachlichkeit« hängen hat, sondern der Ingenieur, der in Rembrandtmappen blättert«, heißt es in Frank Matzkes Schrift *Jugend bekennt: So sind wir!*, 2. Aufl., Leipzig 1930, S. 135.

13 Erhard Schütz: *Thesen zum Podium II: »Drei Wege zur Moderne«* [Vortragstyposkript]. In: *Trilateraler Forschungsschwerpunkt: Differenzierung und Integration. Sprache und Literatur deutschsprachiger Länder im Prozeß der Modernisierung* [Berlin 1996], S. 118-120, hier S. 119. Vgl. auch ders.: »*Synthese von technischer Lebenshaltung und Geisteskultur« oder Gesellschaftsmangel und Gemeinschaftssuche*. In: Sabina Becker (Hg.): *Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik*. Band 1. St. Ingbert 1995, S. 93-114, besonders S. 110.

14 Vgl. Max Frisch: *Homo faber. Ein Bericht* [1957]. In: ders.: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band IV.1. Frankfurt/Main 1976, S. 15, S. 45 passim.

15 Vgl. H. Böhm: *Was wir von einem Dichter erwarten... Porträt des Ingenieurs?* In: *VDI-Nachrichten*. 30. August 1958.

16 Ebenda.

Weitere Reaktionen aus den Reihen derjenigen, die sich angesprochen fühlen mußten, sind nicht bekannt. Von seiten der Ingenieure und Techniker erntet Frisch weder Lob noch Tadel. Sie quittieren die literarische Darstellung ihres Berufsstands mit Schweigen. Mag sein, daß sie Frischs Roman ganz einfach nicht zur Kenntnis genommen haben. Vielleicht gibt es für das Schweigen der Ingenieure jedoch auch noch andere Gründe? Vielleicht verhält es sich so, wie Stanislaw Lem vermutet, und Schweigsamkeit ist ein konstitutives Merkmal ihrer Lebensweise? Vielleicht »äußert sich« im »Schweigen des Konstrukteurs« sein Widerwille, zur Welt Stellung zu beziehen, und seine mangelnde Bereitschaft, sich auf »letzte« Fragen einzulassen?<sup>17</sup> »Dieses Schweigen«, so Lem, ist das Schweigen »desjenigen, der etwas tut«; den Ingenieur interessiere nicht, »warum es die Welt gibt«, sondern »was er mit der Welt anfangen kann«.<sup>18</sup>

Folgt man den Ausführungen des Kybernetikers Stanislaw Lem, dann wäre der Typus des rasonierenden Ingenieurs vom Schlage eines Walter Faber als *Ausnahme* von der Regel zu betrachten.<sup>19</sup> Dann ließe sich auf den von Max Eyth erhobenen Vorwurf, die literarisch Gebildeten mißbrauchten ihr Deutungsmonopol, entgegen, die Ingenieure und Techniker blieben im Dunstkreis der von ihnen geschaffenen Sphäre befangen und verzichteten freiwillig auf eine eigenständige Interpretation des technischen Zeitalters. Es käme ihnen nicht in den Sinn, »die Kühnheit ihrer Gedanken« »auf sich selbst anzuwenden.«<sup>20</sup>

Das »Schweigen der Konstrukteure«, von dem hier die Rede ist, bedeutet nicht, daß es den Ingenieuren im Prozeß der Modernisierung vollends die Sprache verschlagen hat, sondern vielmehr, daß sie ihre *eigene* Sprache nicht gefunden haben – resp. nicht finden wollten. Sofern sie nicht in der von Lem konstatierten Sprachlosig-

17 Vgl. Stanislaw Lem: *Summa technologiae* [1964]. Frankfurt/Main 1981, S. 282.

18 Ebenda, S. 288.

19 In der Literatur verkehren sich die Proportionen: in ihr tritt der Ingenieur, selbst dann, wenn er als »Mann der Tat« bezeichnet wird, in der Regel als Räseneur in Erscheinung. Auf den von Lem beschriebenen Typus des »schweigsamen Konstrukteurs« wird man dagegen nur in Ausnahmefällen treffen. Für ihn scheint in einem Medium, das sich selbst ganz dem Rasonement und der Reflexion verschrieben hat, so recht kein Platz zu sein.

20 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman* [1930]. Reinbek 1983, S. 38.

keit verharren, schließen sie sich oftmals bereitwillig den von anderen Sphären vorgegebenen Normen und Werten an.

## 1.2. Das Lied der Maschinen

Die Expansion der Techno-Sphäre vollzieht sich hinter dem Rücken der historischen Subjekte und zugleich vor ihren Augen; sie vollzieht sich nahezu lautlos und dennoch überaus geräuschvoll. Wiederholt ist denn auch in der deutschsprachigen Literatur angesichts des beständig anschwellenden Maschinenlärms vom »Sang« resp. »Lied der Maschinen« die Rede. Bei dem »Klappern« und »Rasseln« der technischen Geräte handelt es sich freilich nicht um eine eindeutig codierte Sprache. Obwohl kaum überhörbar, kann das »Lied der Maschinen« nicht von allen gleichermaßen vernommen oder gar verstanden werden. Die Maschinen sprechen vornehmlich zu jenen, die sich seit jeher dazu berufen fühlen, die Welt zu deuten: den Philosophen und Schriftstellern. Die geräuschvolle Sprachlosigkeit der Maschinen verleitet die ›Dichter und Denker‹ dazu, als deren beredete Interpreten aufzutreten. Ihre Mission ist es, den technischen Artefakten ihr Geheimnis zu entlocken. Sie treten gleichsam als deren ›Medium‹ in Erscheinung: durch sie spricht die Maschine zu den Menschen. Mag der Gegenstand, an dem sich das intellektuelle Erkenntnisinteresse entzündet, auch ein anderer geworden sein, die Betrachtungsweise, hinter der sichtbaren Oberfläche einen verborgenen Sinn zu vermuten, ist allemal die alte geblieben. In seinem Hauptwerk *Der Arbeiter* schreibt Ernst Jünger 1932:

»Es handelt sich [...] um eine neue Sprache, die plötzlich gesprochen wird, und der Mensch antwortet, oder er bleibt stumm [...]. Das Klappern der Webstühle von Manchester, das Rasseln der Maschinengewehre von Langemarck, – dies sind Zeichen, Worte und Sätze einer Prosa, die von uns gedeutet und beherrscht werden will. Man gibt sich auf, wenn man dies zu überhören, wenn man es als sinnlos abzutun gedenkt. Es kommt darauf an, daß man das geheime, das heute wie zu allen Zeiten mythische Gesetz errät und sich seiner als Waffe bedient. Es kommt darauf an, daß man der Sprache mächtig ist.«<sup>21</sup>

21 Ernst Jünger: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. Hamburg 1932, S. 131.

Nicht die technischen Gegenstände sind »stumm«, sondern der Mensch, der ihre Sprache nicht spricht, läuft Gefahr zu verstummen. Er wird lernen müssen zu »antworten«, und das bedeutet unter den Bedingungen des modernen Arbeitslebens vor allem, er wird lernen müssen, den vielfältigen technischen Signalen in eindeutiger Weise Folge zu leisten. Der neuen Sprache »mächtig zu sein« bedeutet, sich ihrer Macht zu fügen – an eine gleichberechtigte ›Zwiesprache‹ zwischen Mensch und Maschine ist angesichts der Überlegenheit des technischen Materials nicht zu denken. Nur wer bereit ist, die neue Sprache vorbehaltlos anzuerkennen, dem eröffnet sich die Chance, in ihre Sphäre aufgenommen und mit einbezogen zu werden – diejenigen aber, die diese Sprache zu »überhören gedenken«, haben ihre Daseinsberechtigung verspielt.

»Überall, wo der Mensch in den Bannkreis der Technik gerät, sieht er sich vor ein unausweichbares Entweder-Oder gestellt. Es gilt für ihn, entweder die eigentümlichen Mittel zu akzeptieren und ihre Sprache zu sprechen oder unterzugehen.«<sup>22</sup>

Die Initiative geht vom Menschen auf die Maschine über. Beide unterstehen indes gleichermaßen dem Kommando einer übergeordneten Idee – einer Idee, die definitiv vorgegeben ist und keinen Raum für unterschiedliche oder gar kontroverse Interpretationen läßt. Die unmittelbar vom Prozeß der fortschreitenden Technisierung betroffenen Menschen werden lediglich als ›Vollzugsorgane‹ betrachtet, die ein außerhalb ihrer Existenz waltendes ›metaphysisches Gesetz‹ exekutieren.

»Diese Sprache [d. h. die Sprache, die im Arbeitsraume gültig ist] ist nicht weniger bedeutend, nicht weniger tief als jede andere, da sie nicht nur Grammatik, sondern auch Metaphysik besitzt. In diesem Zusammenhange spielt die Maschine eine ebenso sekundäre Rolle wie der Mensch, sie ist nur eines der Organe, durch die diese Sprache gesprochen wird.«<sup>23</sup>

Für Jünger handelt es sich bei der »neuen Sprache« der technischen Zivilisation um eine »Elementarsprache«, die mit den Mitteln des »bloßen Verstandes« nicht erfaßt werden kann.<sup>24</sup> Andere Schriftsteller, die in der Tradition der Aufklärung stehen, gelangen dage-

22 Ebenda, S. 158.

23 Ebenda, S. 150.

24 Ebenda, S. 162.

gen zu anderen Ergebnissen. In ihren Augen verhilft die Technik der Vernunft zu ihrem endgültigen Triumph. Für sie manifestiert sich gerade in der Entzauberung und Durchrationalisierung der Lebenswelt der eigentliche Sinn und Zweck der technischen Zivilisation – einer Zivilisation, zu deren Sprache alle Menschen dank ihrer Zugehörigkeit zur modernen Arbeitswelt einen unmittelbaren Zugang haben. So dichtet Bertolt Brecht beispielsweise 1927 in seinem *Sang der Maschinen*:

»Das ist das wilde Geheul unserer Arbeit  
Wir verfluchen es und haben es gern  
Denn es ist die Stimme unserer Städte  
Es ist das Lied, das uns gefällt  
Es ist die Sprache, die wir alle verstehen  
Und bald ist es die Muttersprache der Welt«<sup>25</sup>

In Brechts Gedicht »antwortet« der Mensch nicht nur den Maschinen, sondern er redet mit ihnen. Es bereitet ihm offenkundig keine Schwierigkeiten, die neue Sprache zu erlernen, die er schon bald wie seine Muttersprache beherrschen wird. Die Lektionen werden mühelos bewältigt – wer ohnehin tagaus, tagein mit den Maschinen zu tun hat, dem erschließt sich ihre ›Grammatik‹ von selbst. Auf das Studium der ›Metaphysik‹ kann dagegen vorerst verzichtet werden. Mehr noch: technische Rationalität und Metaphysik scheinen einander auszuschließen. Die Maschinen »liquidieren« einem Wort aus Brechts *Lindberghflug* zufolge »das Jenseits« und damit auch die Vorstellung einer hinter den Dingen waltenden Idee.<sup>26</sup> Sie schaffen Raum für neue Erfahrungen und Erkenntnisse. Durch ihre bloße Existenz und ihre allem Anschein nach unhintergehbare Faktizität stellen sie traditionelle Deutungsmuster grundlegend in Frage – und bereiten so den Boden, auf dem sich ein vorgeblich mit den Tatsachen verbundenes Ideengebäude errichten läßt. Hatte Brecht noch 1927, als er den *Sang der Maschinen* schrieb, den Technisierungsprozeß als einen der Tendenz nach offenen und nicht so genau überschaubaren Prozeß betrachtet, so sollte er wenig später bereits, ›in Kenntnis‹ der ›objektiven histori-

25 Bertolt Brecht: *Sang der Maschinen* [1927]. In: ders.: *Werke*. Band 13. Berlin, Weimar und Frankfurt/Main 1993, S. 379.

26 Vgl. Bertolt Brecht: *Der Flug der Lindberghs* [1930]. In: ders.: *Werke*. Band 3. Berlin, Weimar und Frankfurt/Main 1988, S. 17.

schen Gesetzmäßigkeiten«, die Errungenschaften der Zivilisation von den sicheren Positionen des Marxismus neu bewerten. Von der hohen Warte der dialektischen Geschichtsphilosophie aus betrachtet, diene die Maschinezivilisation dazu, die materiellen Voraussetzungen für den Aufbau des Sozialismus zu schaffen. Sie war Teil eines säkularen Heilsplans.

Ganz der Zukunft zugewandt glauben die einen, »an der Technik« »einen Schlüssel zum Glück [zu] besitzen«,<sup>27</sup> während sie für die anderen, die »ihren Klages im Tornister führen«, ein »Fetisch des Untergangs« ist.<sup>28</sup> In beiden Fällen dient sie den Autoren als Tabula rasa und Matrix, in die sich ihr Phantasma, ihre Wünsche, Hoffnungen und Ängste einschreiben können. Als »Seismographen« einer Welt im Umbruch dechiffrieren sie die Signatur eines Zeitalters, an deren Chiffrierung sie kontinuierlich mitwirken. Mit den »Zeitdiagnosen«, die sie erstellen, geben sie immer auch Auskunft über ihre eigene Befindlichkeit (ihr Unbehagen an der Moderne resp. ihr Einverständnis mit der Welt, wie sie ist), und je nach Standort der Betrachtung gelangen sie zu folgenden Aussagen und Urteilen:

– (A) Der Mensch ist Herr über die Maschine; (er macht sich die Maschine untertan, so wie er sich einst die Natur unterworfen hat). Er übernimmt die seit dem Tod Gottes vakant gewordene Stelle als Schöpfer aller Dinge. (Anthropozentrische Sicht). (B) Der Mensch ist von der Maschine abhängig. Er verliert seinen Status als Maß aller Dinge (Revision, Aufhebung und »Vertauschung« der traditionellen Subjekt-Objekt-Rollen). (Technozentrische Sicht).

– (A) Der Mensch kann sich gegen die neue Ordnung der Dinge behaupten und seine alte Vormachtstellung aufrechterhalten. (Voluntaristische Sicht). (B) Der Mensch hat sich in sein »technisches Schicksal« zu fügen. Der Fortschritt entwickelt sich gesetzmäßig. (Fatalistische/deterministische Sicht).

– (A) Mensch und Maschine gehören unterschiedlichen Sphären an: der Mensch der Sphäre des Geistig-Seelischen, die Maschine der Sphäre des Mechanisch-Materiellen. (B) Mensch und Maschine ergänzen sich in harmonischer Weise. Sie bilden miteinander Allian-

27 Mit diesen Worten bringt Walter Benjamin seine Heilserwartung zum Ausdruck. Vgl. Walter Benjamin: *Theorien des deutschen Faschismus* [1930]. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Band 3, Frankfurt/Main 1980, S. 250.

28 Ebenda.

zen, Symbiosen, organische Konstruktionen, Mensch-Maschine-Systeme etc.

– (A) Durch den Einbruch der Technik in die abendländische Kultur werden neue Energien entfesselt und aggressive Kräfte im Menschen freigesetzt. (B) Im Gefolge der technischen Zivilisation entsteht eine festgefügte, nach modernen Organisationsprinzipien ›durchstrukturierte‹ Arbeitsordnung.

– (A) Durch die Technik verödet die menschliche Seele, verkümmert das Innenleben. Der Mensch verliert an ›Substanz‹. (B) Durch die Technik eröffnet sich dem Menschen eine neue Dimension des Daseins, weitet sich sein Erfahrungs- und Erkenntnis-horizont.

– (A) Im Zuge des zivilisatorischen Fortschritts triumphiert die Quantität über die Qualität. Die Expansion der Techno-Sphäre begünstigt den Aufstieg der Massen und führt zum Untergang des Individuums. (B) Der zivilisatorische Fortschritt beseitigt überholte Bildungsprivilegien und trägt zur Konstituierung einer homogenen Volks- und Nationalkultur bei.

Zum Teil können die hier skizzierten ›idealtypischen‹ Aussagen und Positionen eindeutig einer kulturpessimistischen resp. fortschrittsoptimistischen Grundhaltung zugeordnet werden. Einige Positionen sind jedoch sowohl auf seiten der konservativen Technikkritiker als auch unter den Befürwortern der neuen Zivilisation anzutreffen. So kursieren beispielsweise fatalistische resp. voluntaristische Vorstellungen gleichermaßen in beiden Lagern.<sup>29</sup> In anderen Fällen gelangen die pessimistisch resp. optimistisch gestimmten Autoren zwar zu ähnlichen Befunden, ziehen daraus jedoch andere Konsequenzen. Was die einen als Verlust verbuchen, erscheint den anderen als Gewinn. Die Feststellung »der Mensch ist von der Maschine abhängig« läßt z. B. zwei sehr unterschiedliche Schlußfolgerungen zu. Kulturpessimistisch gedeutet, besagt der Satz nichts anderes, als daß der Mensch zum »Sklaven« der Maschine wird. Für Fortschrittsoptimisten dagegen bietet sich dem Menschen, indem er den Herrschaftsanspruch der Maschine in Rechnung stellt, die Chance, an deren Macht zu partizipieren. Ebenso erlaubt auch die Aussage, daß »durch den Einbruch der Technik aggressive Kräfte im Menschen freigesetzt werden«, zwei

<sup>29</sup> Vgl. zu den fatalistischen und voluntaristischen Vorstellungen im rechten Lager Kapitel 3.6.

einander entgegengesetzte Lesarten: (1) eine die destruktiven Auswirkungen des Technisierungsprozesses bilanzierende Sicht der Dinge und (2) eine ›vitalistische‹ Interpretation des zivilisatorischen Fortschritts. Dieser Interpretation zufolge bricht mit der Technik eine elementare Gewalt in die saturierte Bürgerwelt ein und erweckt den Menschen durch den Anschluß an die Dynamomaschine der Moderne zu neuem Leben. Auf das Zeitalter der ›Degenerierung‹ durch die humanistische Kultur folgt eine Ära der Regenerierung im Zeichen der technischen Zivilisation.

### 1.3. Der Autor als Ingenieur

Als Sir Charles Snow 1959 seine berühmte »Rede Lecture« *The Two Cultures and the Scientific Revolution* hält, spricht er von den Naturwissenschaftlern als einer Spezies, der »die Zukunft im Blut« liege.<sup>30</sup> Die Intellektuellen und ganz besonders die »literarisch Gebildeten« bezeichnet er dagegen als »geborene Maschinenstürmer«.<sup>31</sup> Snow, der selbst ein literarisch gebildeter Intellektueller war, wird sich vermutlich darüber im klaren gewesen sein, daß er mit seinen apodiktisch verkündeten Urteilen lediglich ›Halb-Wahrheiten‹ formulierte. Zum einen gab es neben Maschinenstürmern unter den Literaten auch Maschinenanbeter und Technikverehrer; Snow selbst erwähnt u. a. seinen Landsmann Wyndham Lewis,<sup>32</sup> der, als einer der führenden Köpfe der Vortizisten, bereits vor dem Ersten Weltkrieg für eine unsentimentale, statisch-geometrische Maschinenästhetik eintrat. Zum anderen, und das bleibt in der Debatte um die zwei Kulturen in den fünfziger und sechziger Jahren weitgehend unbeachtet, weisen die literarischen Texte auf der Ebene der Erzähl- und Schreibweisen vielfach Parallelen zur Techno-Sphäre auf. Eberhard Lämmert geht sogar noch einen Schritt weiter; er vertritt die These, daß

<sup>30</sup> Vgl. C[harles] P. Snow: *Die zwei Kulturen. Rede Lecture, 1959*. In: Helmut Kreuzer (Hg.), *Literarische und Naturwissenschaftliche Intelligenz* (Anm. 11), S. 19-58, hier S. 26.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 35.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 90. Zu Lewis vgl. Eva Hesse: *Die Achse Avantgarde – Faschismus. Reflexionen über Filippo Tommaso Marinetti und Ezra Pound*. Zürich 1991, S. 98f.

»[...] häufig genug sogar im *vorans* markante Veränderungen der literarischen Schreibweise und Verschiebungen in den literarischen Gattungen eingetreten sind, die sich im Rückblick den technischen Entwicklungsschüben vergleichen oder gar zuordnen lassen. Am deutlichsten gilt das für das Grundmuster aller beschriebenen Veränderungen, nämlich für die beschleunigte Bewegung selbst.«<sup>33</sup>

Lämmert nennt als Beispiel für die »neue Beweglichkeit des Erzählers« die »Technik des ›shifting view point‹«, d. h. den Versuch, »dieselben Vorgänge aus verschiedenen Perspektiven anzugehen«;<sup>34</sup> ein Verfahren, das bereits im 19. Jahrhundert entwickelt wurde. »Der größeren Beweglichkeit« entspreche, so Lämmert, »notwendig die abnehmende Dauer und die raschere Übergänglichkeit der Wahrnehmung.«<sup>35</sup> Helmut F. Spinner weist in einem dezidiert gegen Snow gerichteten Aufsatz darauf hin, daß man »auf der Suche nach ›typischen‹ Zeugnissen *beider* Kulturen« »noch und noch fündig« werde:

»Man braucht dazu lediglich etwas weiter vorzudringen über die Abgrenzungen hinaus in das vermeintliche interkulturelle Niemandsland – welches kein Wirklichkeitsloch, sondern eine Untersuchungslücke ist –, um differenzierend, kontrastierend, aber auch analogisierend und teilweise sogar identifizierend ferner zu vergleichen: experimentelle Poesie mit experimenteller Physik; Literaturrevolutionen mit wissenschaftlichen und sozialen Revolutionen; ästhetische Großstadt Wahrnehmung oder elektronische Videowahrnehmung mit wissenschaftlicher Beobachtung [...].«<sup>36</sup>

Von einem unüberwindbaren Antagonismus zwischen Schöner Literatur und exakten Wissenschaften kann unter diesen Umständen kaum die Rede sein. Im Gegenteil. Statt von »zwei Kulturen« ließe sich wohl eher – so wie es Harro Segeberg in jüngster Zeit vorgeschlagen hat – von »*synchronen* Problemlagen« oder »*zwei synchron* verlaufenden Erkenntnisrevolutionen« sprechen.<sup>37</sup>

33 Eberhard Lämmert: *Die Herausforderung der Künste durch die Technik*. In: Großklaus und ders. (Hg.), *Literatur in einer industriellen Kultur* (Anm. 8), S. 23–45, hier S. 36 (Herv. C. W.).

34 Ebenda.

35 Ebenda, S. 38.

36 Helmut F. Spinner: *Die Doppelvernunft der Moderne im Spiegel der zwei Kulturen*. In: Großklaus und Lämmert (Hg.), *Literatur in einer industriellen Kultur* (Anm. 8), S. 99–135, hier S. 103 f. (Herv. C. W.).

37 Harro Segeberg: *Literatur im technischen Zeitalter. Von der Frühzeit der deutschen Aufklärung bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs*. Darmstadt 1997, S. 29 f. (Herv. C. W.).

Snows Thesen erweisen sich offenbar bei näherer Betrachtung als fragwürdig – und dennoch scheinen sie einen empfindlichen Nerv im interkulturellen Gefüge der Moderne zu treffen. Andernfalls hätten sie kaum so viel überschwengliche Zustimmung und vehemente Ablehnung erfahren. Einer der wunden Punkte, an denen die »Rede Lecture« rührt, ist das Selbstverständnis der literarisch gebildeten Intellektuellen als interpretierender Klasse: Indem Snow den Schriftstellern ein gespanntes Verhältnis zum Fortschritt unterstellt, zieht er damit auch ihre Deutungskompetenz – die Fähigkeit, den Prozeß der technischen Zivilisation zutreffend beschreiben zu können – generell in Zweifel.

Diese Deutungskompetenz wird im 20. Jahrhundert gleichzeitig von mehreren Seiten aus in Frage gestellt: von den Naturwissenschaften, den neuen Medien und nicht zuletzt auch vom Industrieproletariat, dessen Angehörigen sich die technische Zivilisation gleichsam von selbst erschließt, während die »literarisch Gebildeten« sich den Zugang zu ihr »von außen« erarbeiten müssen. »Die Maschine leuchtet eben den Primitiven viel mehr als jenen [den Intellektuellen] ein«, urteilt Graf Hermann Keyserling,<sup>38</sup> und Bertolt Brecht stellt anerkennend fest: »Betrachten Sie einen schmierigen Arbeiter, der zum erstenmal in ein Auto klettert: er versteht es instinktiv. Ein Bourgeois fast nie.«<sup>39</sup>

Auf die »Herausforderungen« des technischen Zeitalters und den damit einhergehenden Statusverlust reagieren die um »Anschluß« bemühten literarischen Intellektuellen, indem sie die Flucht nach vorn antreten:

– Sie adaptieren die Methoden der exakten Wissenschaften und favorisieren gegenstandsorientierte Verfahrensweisen. »Dokumentieren« statt »fabulieren« lautet ihre Devise; an die Stelle der »unkontrollierbaren« Erzählströme sollen bis ins Detail »verifizierbare« Tatsachenbeschreibungen treten.

– Sie erheben den Ingenieur zum Leitbild der neuen Ästhetik und geben sich selbst als »(Wort-)Konstrukteure« und »Monteure« aus. Der »technische« Blick auf »die Dinge wie sie sind« und der Gestus des objektiven Beobachters halten Einzug in die Literatur.

<sup>38</sup> Graf Hermann Keyserling: *Das Buch vom Ursprung*. Bühl 1947, S. 27.

<sup>39</sup> Bertolt Brecht: *Bourgeoisie und Technik* [1930]. In: ders.: *Werke*. Band 21. Berlin, Weimar und Frankfurt/Main 1992, S. 373.